

**Predigt über Markus 14, 3-9**  
**14.4.2019 – Palmarum – Marktkirche Hannover**

<sup>3</sup> *Und als er in Bethanien war im Hause Simons des Aussätzigen und saß zu Tisch, da kam eine Frau, die hatte ein Glas mit unverfälschtem und kostbarem Nardenöl, und sie zerbrach das Glas und goss es auf sein Haupt.*

<sup>4</sup> *Da wurden einige unwillig und sprachen untereinander: Was soll diese Vergeudung des Salböls?*

<sup>5</sup> *Man hätte dieses Öl für mehr als dreihundert Silbergroschen verkaufen können und das Geld den Armen geben. Und sie fuhren sie an.*

<sup>6</sup> *Jesus aber sprach: Lasst sie in Frieden! Was be-  
trübt ihr sie? Sie hat ein gutes Werk an mir getan.*

<sup>7</sup> *Denn ihr habt allezeit Arme bei euch, und wenn  
ihr wollt, könnt ihr ihnen Gutes tun; mich aber habt  
ihr nicht allezeit.*

<sup>8</sup> *Sie hat getan, was sie konnte; sie hat meinen Leib  
im voraus gesalbt für mein Begräbnis.*

<sup>9</sup> *Wahrlich, ich sage euch: Wo das Evangelium ge-  
predigt wird in aller Welt, da wird man auch das sa-  
gen zu ihrem Gedächtnis, was sie jetzt getan hat.*

Liebe Gemeinde!

Das ist schon seltsam: wir kennen den Ort, an dem diese Geschichte sich zuträgt: Bethanien, ein Dorf nah bei Jerusalem. Wir kennen den Namen des Mannes, in dessen Haus sich alles abspielt. Ja, wir erfahren sogar etwas sehr Persönliches über ihn, nämlich seine Krankengeschichte: Simon, der Aussätzige. Ein **geheilter** Aussätziger muss er sein; sonst hätte er wahrscheinlich kein Haus und sicher keine Gäste; und wohl ein von Jesus geheilter, sonst säße nicht Jesus mit am Tisch. Und sicher waren unter anderen Gästen auch einige der Jünger Jesu, mit denen er zusammen eingeladen ist. Und wir wissen auch, wann sich dies alles abgespielt hat: es war der Mittwoch vor dem Passahfest. Nur eins wissen wir nicht: nämlich, wer diese Frau war, die – neben Jesus – die Hauptrolle spielt. Sie bleibt unbekannt. Und nicht nur das: sie ist auch stumm. Nicht stumm im Sinne einer Krankheit. Sie sagt nur nichts. Kein Wort. Aber sie tut etwas. Sie tut es in einem eigentlich unmöglichen Augenblick, nämlich während eines Essens.

Dieses Essen an sich ist ja vielleicht nichts so Besonderes. *Besonders* ist der Zeitpunkt: Jesus ist zwei Tage und ganz wenige Kilometer von der Stunde und dem Ort seines Todes entfernt. Es ist ein letztes Verweilen, eine Atempause, wie der Moment der Stille, bevor ein Unwetter losbricht.

Aber das spürt wohl nur Jesus selber. Die anderen, vor allem die Jünger, erzählen laut und immer noch

begeistert von dem triumphalen Empfang, den man ihnen und vor allem natürlich Jesus vor einigen Tagen in Jerusalem bereitet hat. Es sei beinahe kein Durchkommen gewesen, so dicht gedrängt habe die Menschenmenge gestanden. Und wie sie gerufen und gewinkt hätten! „Hosianna!“ hätten sie geschrien und mit Palmzweigen gewinkt; ja, wie einem König hätten sie ihm gehuldigt. – Sie sind immer noch ganz aufgeregt, die Jünger; ihre Wangen glühen. Es ist, als sei eine Last von ihnen abgefallen. Die ganze Bedrückung, die düsteren Ahnungen, die sich in den letzten Tagen wie eine schwere Decke über sie gelegt hatten, je näher sie der Stadt Jerusalem kamen: sie sind wie weggeblasen. Der grandiose Einzug in Jerusalem hat das alles verscheucht. Sie fühlen sich von der Begeisterung des Volkes getragen: Es wird alles gut werden! Und so ist die Atmosphäre am Tisch heiter und gelöst wie schon lange nicht mehr.

Nur einer sitzt still mit am Tisch: Jesus selbst. Er als einziger in dieser Runde spürt mit allen Fasern des Leibes und der Seele, wie das Unheil naht. Nein, es wird nicht gut werden. Für ihn nicht. Jesus weiß das, und er hat es seinen Jüngern immer wieder angedeutet, es ihnen sagen wollen. Aber sie wollten oder konnten es nicht verstehen. Und so ist Jesus mitten in diesem fröhlichen Mahl grenzenlos allein, wie einer, der an einer schrecklichen Krankheit leidet, von der die anderen noch nichts ahnen. Mit der ganzen Last seines Wissens sitzt er da: nichts wird

gut werden. Und die Jünger, die doch seine nächsten Menschen und seine Freunde sind: sie merken nicht einmal, wie es um ihn steht.

Und dann ist plötzlich diese Frau da. Ich würde ihr so gerne ein Gesicht und auch einen Namen geben. Sie muss Jesus ja gekannt haben, ihm irgendwann einmal begegnet sein. Ist es die Mutter, der er am Stadttor von Nain begegnete, als sie gerade ihren toten Sohn zu Grabe trug? – Oder ist es die Frau, die einmal im Gedränge nur sein Gewand berührt hat und plötzlich befreit war von ihrem jahrelangen Blutfluss? –

Oder –und das stelle ich mir heute am liebsten vor! – ist es eine der Mütter, die zu ihm kamen mit ihren kleinen Kindern auf dem Arm und ihn baten, ihre Kinder zu segnen? Die Jünger wollen sie wegschicken: „Das passt jetzt nicht!“ Da wird er zornig, nicht auf die Mütter, sondern auf die Jünger: „Lasst die Kinder zu mir kommen und hindert sie nicht daran, denn ihnen gehört das Reich Gottes.“ Und ist es nicht auch denkbar, das eins der Kinder ein bisschen anders aussah als die andern? Vielleicht eins mit Down Syndrom? Und die Mutter, die so viel auszustehen hat wegen dieses Kindes: sie hört ihn sagen, während er das Kind auf den Arm nimmt: „Du! Du bist ein Kind Gottes! Wir schön, dass es dich gibt!“

Alle diese Frauen waren namenlos und die meisten auch stumm. Sie standen für einen Augenblick im Licht. Auch diese Frau; aber nun nicht, um von Jesus etwas Großes und Gutes zu erfahren. Nein, sie handelt, und er empfängt. Sie weiß wohl oder ahnt es: sie kann ihn nicht retten, ihm nichts ersparen. Sie kann nichts abwenden, nur in einer Geste etwas zeigen. Etwas von sich und etwas über ihn. – Und sie tut nun allerdings das Ungeheuerlichste, was ihr überhaupt in den Sinn kommen konnte. Wäre sie Jesus um den Hals gefallen oder hätte sie seine Füße mit ihren Tränen benetzt und mit den Haaren getrocknet – man hätte es ihr großzügig und gönnerhaft nachgesehen, weil man ja wusste: Jesus übt auf die absonderlichsten Gestalten eine geradezu magische Anziehungskraft aus; und von Frauen ist man gewisse Gefühligkeiten und Überschwänge ohnehin gewohnt. – Diese Frau aber tut etwas schlechthin Schreckliches, Ungehöriges, Unglaubliches: *sie verschwendet Geld!*

*Dass* da Geld verschwendet wird, haben die andern am Tisch wahrscheinlich nicht gleich gemerkt. Sie sind in glänzender Laune, sind in Gespräche vertieft. Die Luft ist schwer vom Duft des Weines und des Essens. Plötzlich ist unter die vertrauten Gerüche ein fremder Duft gemischt, breitet sich aus im ganzen Raum. Betörend! Gesehen haben sie die Frau nicht, nicht mit bekommen, wie sie dem kostbaren Alabastergefäß die Spitze abbricht, etwas in ihre Hand gießt und Jesus damit über das Haar streicht,

sehr sanft und zärtlich; ja, sie streichelt ihn, es ist eine Liebkosung. Wieder und wieder gießt sie aus dem Gefäß etwas in ihre Handfläche, gießt und streichelt mit unendlich zarten Bewegungen, ohne Hast, ganz hingeeben an diesen Augenblick, als gäbe es nur noch zwei Menschen auf der Welt: Jesus und sie. – Und er? Er lässt es sich gefallen, als könnte es gar nicht anders sein. Er lässt sich salben wie ein König; ja, er wird in diesem Augenblick der Gesalbte, der Christos; der Christus. Nur Könige hat man so gesalbt – und Tote.

Dies alles merken die andern nicht. Und es mag sogar sein, dass sie zunächst, als ihnen der betörende Duft allmählich in die Nasen zieht, sich noch angenehmer, noch behaglicher fühlen, so, als würden sie in ein kostbares Gewand gehüllt. – Aber dann merken sie auf, einer nach dem andern. Die Gespräche verstummen, und jetzt starren sie hinüber zu Jesus und zu dieser Frau, die hinter ihm steht und ihm über das Haar streicht. Einer muss dann den kostbaren, schweren Duft erkannt haben: „Das ist ja Nardenöl!“ Sündhaft teuer; exotisch: aus Indien wird das importiert! Ein ganzes Jahr müsste ein Bauer dafür arbeiten oder ein Fischer dafür fischen! Und diese Frau verschwendet eine solche Kostbarkeit, für die ihr Mann sich vielleicht abgerackert hat bis zum Umfallen, in einem Augenblick?! Was für ein Leichtsin! Und wie dumm von ihr, diese Narde gerade an Jesus zu verschwenden – wo doch jeder-

mann weiß, dass Jesus die Nächstenliebe predigt und den Luxus der Reichen verdammt! –

Aber seltsam: er wehrt sich gar nicht! Gefällt ihm das etwa? Wo bleiben seine hehren Grundsätze? – Und eilfertig weisen sie in der nun ausbrechenden Empörung und so laut, dass er es hören muss, darauf hin, wie viel Gutes in seinem Sinne man hätte mit dem Geld tun können, das diese Narde wert ist. Was sind das doch für gelehrige Musterschüler! Und im Triumph der Selbstgerechten stauchen sie auch noch die Frau zusammen und schielen dabei zu Jesus hin: er soll sie loben für ihre Selbstlosigkeit und für ihre Liebe zu den Armen – auch wenn es ja, bei Licht besehen, nicht *ihr* Eigentum ist, was da in verschwenderischer Hingabe ausgegossen worden ist. Es gehörte ja der Frau. Aber, ich bitte Sie, wo gibt's denn so was, dass eine Frau eigenmächtig über etwas so Teures verfügen kann!

Liebe Gemeinde, man weiß gar nicht, ob man über diese Reaktion lachen oder weinen – oder sich nur darüber wundern soll, wie wenig wir Menschen uns doch im Lauf der Jahrtausende geändert haben. Unsere Sucht, alles und jedes in Geldwert umzurechnen und nur das ‚wertig‘ zu finden, wie man neuerdings gerne sagt, was einen hohen Geldwert hat: sie ist so alt wie die Erfindung des Geldes selbst, und die kam ja auch nicht von ungefähr. Diese Sicht auf das Leben, diese Sucht, sie steckt offenbar in unseren Genen, auch in den religiösen – wenn es

die denn geben sollte. Das Geld zum Gott machen, der die Welt regiert; Geld und Geldwert zum obersten und mit der Zeit sogar einzig gültigen und absoluten Wert auf der Skala unserer Werte und Maßstäbe machen: das macht uns kümmerlich.

Jesus lobt sie nicht, die da im gestreckten Galopp auf ihren schönen Prinzipien dahergeprescht kommen. Er versucht auch nicht, sie milde gegen die Frau zu stimmen, indem er sich mit ihnen zusammen über diese Frau erhebt, etwa so: „Ach, nun nehmt das nicht tragisch. Ihr habt ja Recht, aber Frauen sind nun mal so, so – gefühlsbetont und neigen zur Verschwendung. Mir ist das ja peinlich, wie ich jetzt vor mich hin dufte! Frauen kommen auch immer auf so reizende Überraschungen.“

Jesus bleibt ganz ruhig sitzen, eingehüllt in den Nardenduft. Aber innerlich steht er auf und tritt neben die Frau. Es ist das vorletzte Mal in seinem irdischen Leben, dass er sich schützend vor einen Menschen und ihm an die Seite stellt. Das letzte Mal wird sein, als er am Kreuz hängt und einem Verbrecher sagt: ‚Heute wirst du mit mir im Paradies sein.‘ Und es werden Frauen sein, die sich am Ende unter sein Kreuz stellen.

„Lasst sie in Frieden! Was betrübt ihr sie! Sie hat ein gutes Werk an mir getan. Denn ihr habt allezeit Arme bei euch, und wenn ihr wollt, könnt ihr ihnen Gutes tun. Mich aber habt ihr nicht allezeit.“ Den

letzten Satz wird er wohl sehr leise gesagt haben. Mit feiner Ironie hebt er die Musterschüler von ihrem Sockel. Da waren sie so schnell bei der Hand mit ihrem „Man“: *man* hätte, *man* sollte, *man* müsste. Wie wir das ja alle gut können, Männer wie Frauen. Was *man* tun sollte, das wissen wir im Prinzip genau. Und Jesus widerspricht ihrer Sorge um die Armen ja auch gar nicht. „Wenn *ihr* wollt, könnt *ihr* ihnen Gutes tun.“ Und er meint natürlich: ‚Von eurem eigenen Geld, von eurer eigenen Zeit und nach euren eigenen Möglichkeiten. Nicht vom Geld und der Zeit und den Möglichkeiten anderer Leute. Es liegt ganz bei euch und an euch. Niemand hindert euch, Gutes zu tun.‘

Jesus rückt die Nächstenliebe an ihren richtigen Platz. Ganz nach oben. Direkt neben die Gottesliebe. Aber er sagt auch: Alles hat seine Zeit. Jetzt und hier bin ich der Nächste. Ich habe es nötig, von jemandem geliebt zu werden. Sie hat getan, was sie konnte. Sie hat meinen Leib im Voraus gesalbt für mein Begräbnis.“ Die Tat dieser Frau ist ihm ein Zeichen geworden: ‚Wohl werde ich sterben, und mir graut davor. Aber ich werde nicht aus der Liebe des Vaters fallen. Er wird mir sagen: Es ist gut. Es ist vollbracht. In der Liebe dieser Frau ist mir der Vater im Himmel nah. Hautnah und herznah.‘

Was kann man tun, wenn man nichts mehr tun kann? Öfter, als uns lieb ist, stehen wir vor dieser Frage. Die Geschichte von der Salbung in Bethanien

zeigt: die Liebe weiß es. Und der Glaube weiß es auch. Beides gehört zusammen, Glaube und Liebe. Und beide zusammen kommen auf Ideen, wo sonst nichts mehr zu machen ist. Da wird gewacht und gebetet. Da wird gesungen und gesalbt und gesegnet. Da lässt man Gefühle zu und findet Worte der Nähe, die einen selbst überraschen. Da geht man nicht weg, aus lauter Angst, keine Worte mehr zu finden. Wer liebt, bleibt an der Seite dessen, der ihn braucht. So können wir Menschen auch sein.

„Wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm“, heißt es im 1. Johannesbrief. Die unbekannte Frau in Bethanien kann diesen Satz nicht gekannt haben – und hätte ihn vielleicht nie ausgesprochen. Große Worte sind nicht ihre Sache. Aber große Liebe. Deshalb wird, wie Jesus es gesagt hat, ihrer bis heute gedacht, wenn das Evangelium weitergesagt wird. Vielleicht ist es am Ende sogar gut, dass sie keinen uns bekannten Namen hat. Dann kann nämlich jeder an ihre Stelle treten. Jede Frau und jeder Mann und unsere ganze Kirche: mit einer Liebe, die nicht rechnet. – Zum Schluss das berühmte Gedicht von Erich Fried:

*Was es ist*

*Es ist Unsinn  
sagt die Vernunft  
Es ist was es ist  
sagt die Liebe*

*Es ist Unglück  
sagt die Berechnung  
Es ist nichts als Schmerz  
sagt die Angst  
Es ist aussichtslos  
sagt die Einsicht  
Es ist was es ist  
sagt die Liebe*

*Es ist lächerlich  
sagt der Stolz  
Es ist leichtsinnig  
sagt die Vorsicht  
Es ist unmöglich  
sagt die Erfahrung  
Es ist was es ist  
sagt die Liebe  
Amen*

*Landessuperintendentin i.R.  
Oda-Gebbine Holze-Stäblein  
Quedlinburger Weg 13  
30419 Hannover*